

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 18

Artikel: Die Dorflinde
Autor: Meyer, Traugott
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670457>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

— Ich wollte nach den jungen Panthern fragen. Da sagte Mike: «Die Jungen waren erst ganz still und hatten sich vor dem unbekannten Donner der Büchse und aus Angst in die äusserste Ecke der Felsenhöhle zurückgezogen, aus der sie nun kläglich raunzten und miauteten. — Ich umfasste sie mit einem Blick ... und brachte es nicht übers Herz, sie zu töten ... mein Hass war erloschen ... und ich wusste, dass mich meine Frau verstehen würde ... ja, dass sie mich nicht verstanden hätte, wenn ich mich an den kleinen, mutterlosen und schuldlosen Spielzeugtieren gerächt hätte. — Der Würger von Taschnapur lag auf der Decke, und mein weiterer Schwur lautete: jeder ausgewachsene Panther, der mir vor die Büchse kommt ... Wir zogen die kleinen Raubkatzen, die jung noch nicht die charakteristische schwarze Färbung zeigen, sondern ein mehr heller gemustertes Fell tragen, so lange mit Milch gross, bis sie Bernet & Co., Grosstierfänger und Raubtierimport, abholten. —

Die vier «Taschnapur-Kinder» aber leben irgendwo verstreut in den Zoologischen Gärten der Welt und bringen nie Unglück über friedliche Menschen und Tiere!»

Traugott Meyer

D I E D O R F L I N D E

Ich kam wieder einmal in mein Dörfchen, das auf der Hochebene zwischen Ergolz- und Eital liegt. Aber ich kannte es kaum mehr. Nicht, weil es während meiner Abwesenheit ein paar neue, sogar moderne Häuser gegeben hat und weil das Schulhaus gestrichen worden ist. Nein, das andere ..

Ich merkte es freilich schon, als ich zum Wald herauskam. Ich traute meinen Augen nicht mehr recht und blieb stehen. Doch wie ich auch schaute — alles war wie ehedem: Dach an Dach, ab und zu Baumkronen, dann ein hoher Giebel, ein Gewirr von Scheunen und Schöpfen; aber mitten im Dorf gähnte eine Lücke. Und just das war das andere: die Linde fehlt!

Sie ragte doch immer über alle Dächer hinaus. Wenn einer aus dem Dorf ins Tal verreiste, schickte sie ihm gewöhnlich noch ein letztes «Lebewohl!» und «Behüt dich Gott!» nach. Und kam

man wieder herauf nach Hause — war nicht die Linde die erste, die «Grüssgott!» sagte? Das war doch nie anders, so lang ich weiss.

Ich sehe es noch heute, wie ich seinerzeit mit meinem Bündel fortging. Am Waldrand hinter dem Dorfe kehrte ich mich unwillkürlich nochmals um — und da war es mir, die Lindenkrone schaue auch gar traurig über die Häuser. Schon fuhr ich mit dem Handrücken gegen die Augen. Und als ich dann in der Fremde war, musste ich nur vor mich hinsehen — und alles war da: das Hinterdorf, Dach bei Dach, und über die Dächer empor ragte der stets rauschende Wipfel der Linde.

Und jetzt ist sie also nicht mehr. Und das ganze Dorf ist nicht mehr, wie es war. Mögen die Häuser noch so sicher am gleichen Platze stehen, die Scheunentore mit denselben «Ehrenzeichen» und Andenken geziert sein und die vielen Fensterscheiben leuchten und glänzen wie damals, wie immer — das Dorf ist anders geworden, das Eigenartige, Charakteristische fehlt ihm: die Linde.

Als ich dann gegen die ersten Häuser kam, traf ich ganz unverhofft den Schochenbaschi. Er stapfte so gebeugt davon und saugte an seinem glutlosen Pfeifchen so heftig wie früher. Ich rief ihm zu und fragte, was es denn gegeben habe. «Jaso, du bist's?» meinte er. Und als ich ihm erklärt hatte, was ich wissen möchte, sagte er trocken: Jaja, die Linde. Es nahm sie halt auch. Letzthin, als der Sturm so wütete.»

Eine Weile sog er an seinem kalten Pfeifchen, dass es Höhlen in die Backen gab. Dann fing er wieder an: «Ein Schlag, ein Krach — und da lag sie. Von oben bis unten gespalten. Begreiflich, halb abgestorben. Halt halt! Gleichwohl hätte es bei einem Haar noch ein Unglück gegeben. Im Hinschlagen streifte sie nämlich die Ziegelhütte, nahm allerdings nur einige Dutzend Ziegel und Dachlatten mit.»

So aufgeklärt ging ich dann zum Dorfplatz, wo die Linde gestanden ist. Vor der Ziegelhütte lagen die Aeste, schön aufgeholt. Neben der Kegelbahn reihten sich mächtige Scheite, die aus zersägten und gespaltenen Teilen des Stammes und der stammdicken Unterästen stammten. Welche Hauen! Nicht weit davon entfernt lag der Stock. In ihm staken noch zwei Holzmeissel; der klotzige, bienenhäuschengrosse Kerl schien ihnen zu hart oder zu zähe zu sein.

Und das ist jetzt unsere Linde? Sie stand doch immer da wie ein Herrgott. Trotzte jedem Wetter. Trotzte sogar der Zeit. Hei, wie rauschte sie auf,

wenn der Föhn herstrich! Und wie keuchte, stöhnte sie bei Gewittersturm, um sich dann zu beugen, dass es in allen Aesten knackte, als wolle sie das Unangenehme abschütteln. Oder an einem Sommerabend, wie konnte sie doch säuseln, flüstern, plaudern — einem Kinde gleich, das der Mutter von seinen Puppen erzählt.

Unsere Linde! Ich darf wohl «unsere» sagen; denn sie gehörte dem Dorf, der Gemeinde. Im Frühjahr spielten wir Buben mit Marmeln unter der Linde, während sich die Mädchen mit dem Ball vergnügten. Und nach dem Feierabend, wenn die Betzeitglocke gemahnt hatte, kamen halt die Burschen und grösseren Mädchen zur Linde. Sie setzten sich auf das Bänklein um den Stamm herum, kramten das Neueste aus, schäkerten, narrten und schoben einander auf die Rolle. Wollten sich gar zwei Liebende treffen, wo wollte das Rendez-vous stattfinden? Natürlich bei der Linde, unter der Linde.

Aber erst an einem Sonntagabend — war da nicht manchmal das ganze Dorf unter der Linde? Und sang man nicht zusammen? Etwa «Lueget vo Bärg und Tal» oder das andere Heimatlied: «Ha am eue Ort es Blüemli gseh». Dazu handharfte oft noch einer mit seinem schnaufenden, schnarchenden Engundweit- oder Ausundein-Instrument. Natürlich machte das ein paar Pärchen zum Tanzen an. Und damit vergingen die Stunden, vergingen nach und nach Tage, Wochen, Jahre ...

Zurück in jene Zeit, da unsere Grossmütter und Urgrossmütter das Wasser noch am Brunnen holen und auf dem Kopf ins Haus tragen mussten! Damals habe man die Weiber sozusagen ständig unter der Linde gesehen; denn sie hätten ihre Last mehr als nötig auf dem Bänklein abgestellt, Fragen und Sorgen vorgebracht, ein wenig geklatscht und nicht selten den und jenen oder diese und jene durchgenommen, angeschwärzt, ja verrusst, bis kein fingernagelgrosses Plätzchen mehr sauber geblieben sei. Was hat doch die Linde alles hören müssen!

Als Kind war man doch da im Spielhimmel. Als erwachsener Mensch nahmen einen hier so Stunden am Aermel, die im Herzen jenes unbekannt Drängende wachrufen, das quält und peinigt, bis man es allein nicht mehr aushält und den inneren Frieden nur noch im «Selbandergehn» findet. Und als alter Mann oder alte Frau kamen einem unter der Linde just jene Momente, in denen die Schuppen von den Augen fallen, dass man sieht und erkennt, wie das geheimnisvolle Le-

ben in Wahrheit geht und wie man trotz aller Fehltritte und Schwächen doch nicht für die Katze auf der Welt ist, weil auch das eigene Leben einen Sinn hat.

Unsere alte Linde! Freilich, wie weit zurück sie sich eigentlich hätte erinnern mögen, kann ich nicht sagen. Sicher ist nur, dass sie von den letzten zweihundert Jahren genauen Bescheid wüsste. Sie sah wenigstens, wie Anno 1798 die Franzosen mit ihren Kanonen herkamen, wie sie am Dorfbrunnen die Pferde tränkten und wie unsere Vorfahren mit saurem Baselbieterwein, Schnaps, Speck und dürren Schnitzen aufwarteten. Sie sah ferner, dass sich dann unsere Männer an die Kanonen machen mussten, um sie über den Berg zu bringen; denn die magern Klepper allein hätten sie niemals den Stutz hinauf gebracht. Und fort wollte man sie doch haben — die Kanonen und die Franzosen! Später, in den dreissiger Jahren, als es hier herum «revoluzte» und in unserem Dorf die meisten Haushaltungen für die Stadt Basel einstanden — wegen ihrem Verdienst: Seidenbandweberei — da sah und hörte die Linde wiederum allerlei, das in die Geschichte einging. Auf jedenfall könnte sie nach Strich und Faden erzählen, wie der Hansuli, ein gar «erschröcklicher Revoluzer», über die «Basler Bebbi» höhnte, wie ihn die Dorfgenossen mit Sensen, Mistgabeln und Dreschflegeln bedrängten und in den Brunnen werfen wollten, er aber nur seine Holzschuhe abzog und den Erstbesten Löcher und Beulen schlug, bis sie ihn gehen lassen. Auch aus der neueren Zeit wüsste die Linde zu berichten. Ich erinnere bloss daran, dass sie jedesmal, wenn unsere Mannschaft an die Landesgrenze ziehen musste, wohl das letzte «Lebwohl» im Dorf nachschickte. Schon damals, als es gegen die Preussen ging. Dann Anno 1870/71. Aber erst im Sommer 1914! Jenen Tag vergesse ich mein Lebtag nicht, als wir fort mussten, und der Alt-Lehrer auf das Lindenbänklein stieg, um uns noch ins Herz zu reden wie ein Vater und Prophet in einem. Dazu rauschte unsere Linde so dumpf und bange auf, dass es einen übernahm.

Keine Frage, die Linde musste auch manches mitmachen. Ich besinne mich noch ganz gut, wie ein Sturmstoss ihr einmal ein gewaltiges Astwerk abdrehte. Ich ging damals gerade so recht in die Schule, und weil der Stamm zur Hälfte hohl war, benützten wir Knaben ihn wie eine Höhle. Allerdings dauerte diese Herrlichkeit nicht lange — wie ja keine Herrlichkeit lange währt. Die Hornissen bauten gar bald ein Nest darin — und weil

eines schönen Tages wohl die hitzigste und giftigste von ihnen eine Kuh beim Tränken stach, musste der «Lehm-Hans» kommen und den Stamm von oben bis unten auszumauern. Diesmal nicht mit Lehm, sondern mit haltbarem Zement.

Und jetzt ist auch das nicht mehr nötig. Ich kann und kann es nicht verstehen. Unsere alte Linde — einfach weg! Und es gibt Leute, die gehen daran vorbei, wie wenn nichts geschehen, wie wenn der leere Platz immer leer gewesen wäre. Noch ein paar Jährchen — und es weiss kein Mensch mehr, wer früher dagestanden ist.

Doch! Es gibt immer noch Leute, die sie man geln. Just kürzlich sagte mir einer — auch einer, der nicht mehr daheim ist — mit der Linde sei nicht nur ein Baum weniger im Dorf, es sei gerade, wie wenn ein lieber Mensch nicht mehr da wäre. Und so ist es! Die Linde hat in unser Dorf gehört wie irgendeiner, und die Lücke, die sie zurücklässt, ist nicht nur eine Lücke zwischen der Kegelbahn und der Ziegelhütte, es ist eine Lücke zwischen den Menschen daheim. Und zwar eine, die nicht mehr ausgefüllt wird.

Martin Speich

LIEBE IN MEXIKO

Sag' es mit Blumen

«Sag' es mit Blumen» — wenn wir diese Redeweise hören, dann denken wir sofort an jenen von chronisch schlechten Zeugnisnoten heimgesuchten Schüler, der seiner strengen Lehrerin einen Strauss frischer Primeln aus dem Nachbarsgarten auf das Pult stellt, oder im besten Falle noch an die Rosen, die man sich im Tirol schenkt; aber in weiter Ferne gibt es noch ein Land, in dem die Blume ihre ganze romantische Mystik bewahrt hat, wo sie — im Rahmen eines durch die Jahrhunderte erhaltenen Brauchtums — symbolisches Ausdrucksmittel unausgesprochener Zuneigung, brennender Leidenschaft und innigster Gefühle geblieben ist. Dieses Land ist Mexiko, ein Schmelztiegel spanischer, maurischer, indianischer und nordamerikanischer Charakterzüge, die in allen Nuancen der Liebe, vom Flirt bis zur Hochzeit, ihren tiefen Niederschlag gefunden haben.

Die «echte» mexikanische Liebe, die noch in der maurischen Tradition der strengen Abgeschiedenheit der Frau wurzelt, finden wir nicht in den grossen Städten, wo die in der ganzen Welt gleiche Hast und Anonymität, wo Snack Bars, kameratragende Ausländer und Rock 'n' Roll ihren Einzug gehalten haben. Seitab von der Autobahn jedoch, in den kleinen Städten des heissen mexikanischen Unterlandes, ist es heute wie vor hundert Jahren Brauch, sich abends nach dem Nachtessen auf die Plaza zu begeben, während das Haus sich von der Tageshitze erholt und für die Nacht abkühlt.

Und hier entstehen noch spontan die Noches de la Ronda, jene Promenaden rund um den Platz, in denen sich Burschen und Mädchen zu Paaren finden, während die Ortsmusik wacker drauf los spielt. Die Eltern, die Verwandten und die Alten, die zu steif sind, um selbst zu marschieren, aber noch nicht zu alt, um nicht dabei zu sein, die sitzen auf Bänken und Liegestühlen und schauen mit rhythmisch schlagenden Fächern der Jugend zu, die scheinbar ohne tiefern Sinn im Kreise schlendert.

Aber fragen wir eine der freundlichen alten Damen auf den Bänken, und sie wird uns schnell darüber aufklären, dass jede Einzelheit ihren bedeutungsvollen Sinn hat. «Schauen Sie nur», wird sie sagen, «die Mädchen im inneren Kreis gehen im Uhrzeigersinn, und die Burschen aussen im Gegenuhrzeigersinn. So sind Herzen gegen Herzen gerichtet. Jeder der Männer trägt seine gebügelte Guayabera, das Hemd, das in der Noche de la Ronda ebensowenig fehlen darf, wie der Gehrock am diplomatischen Empfang. Und die Buketts, welche die Mädchen am Mieder ihrer enganliegenden, bedruckten Seidenkleider tragen, sind nur dann blößer Schmuck, wenn sie auf der rechten, dem Männerkreis abgewandten Seite getragen werden.»

Auf dem Herzen getragen, werden diese Blumensträussschen zu beredten Symbolen. Die Richtung, in der die Blütenköpfe zeigen, sagen schon sehr viel über die Trägerin aus: weisen sie nach oben, ist sie verwitwet, und es folgen im Uhrzeigersinn, wie die Stunden auf einer imaginären Uhr: ledig, enttäuscht, freiheitsliebend, verheiratet, verlobt und verliebt. Das ist aber noch nicht alles, denn die Farbe der getragenen Blumen gibt einen Hinweis auf die Seelenverfassung der Schönen. Rot steht hier für Leidenschaft, weiss für Reinheit, gelb für Verachtung. Ist der Strauss gemischt, dann weiss das arme Kind wahrscheinlich selbst